

Heimwelt

Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

Gelöbnis.

Vaterland, ein hohes Licht,
 Freiheit glänzt von deiner Sänne.
 Von der Marsch zum Alpenfenne
 glühen Herzen, wachen Hirne
 und die heilige Flamme spricht:

Volk, hab acht!

Brüder, wach!

Eher soll der letzte Mann verderben,
 als die Freiheit wieder sterben.

Brüder, schwört euch in die Hand:

Morgenrot um alle Berge!
 Ausgestirgt der letzte Scherz!
 Freies Leben, freie Särge,
 freier Sinn im freien Land!

Volk, hab acht!

Brüder, wach!

Hell die Augen, heller die Gewissen!
 Sonst ist bald das edle Band zerrissen.

Deutscher Mensch, der nie verdirbt:

Eins die Stämme, eins die Auen!
 Deutscher Geist in allen Gauen
 soll nach einem Ziele schauen,
 daß er nicht in Kleinheit stirbt.

Volk, hab acht!

Brüder, wach!

Groß aus großem Leid uns zu erheben,
 muß nach einem Reiche alles streben.

Brüder, laßt uns armverschränkt

mußig in das Morgen schreiben!
 Hinter uns die schwarzen Zellen,
 vor uns helle Sonnenweiten!

Wicht nur, wer die Freiheit trinkt!

Volk, hab acht!

Brüder, wach!

Deutsche Republik, wir alle schwören:

Letzter Tropfen Blut soll dir gehören!

Karl Bröger.

Ein kleiner Scherz des Teufels.

Von F. M. Dostojewski.

Diese Geschichte fiel mir ein, als ich die Predigt des Gefängnisgeistlichen hörte, und ich schrieb sie am 13. Dezember 1849 an die Mauer.

Vor dem Altar einer prächtigen Kirche, die von Gold und Silber strahlte und durch eine Unzahl Kerzen erleuchtet war, stand, angetan in schönem Kleide und glänzendem Mantel, ein Priester. Es war ein belebter, würdiger Mann mit roten Backen und wohlgepflegtem Barte. Seine Stimme klang volltönend, in seinen Mienen war Hochmut. Die Erscheinung des Priesters glich an Glanz und üppiger Fülle der Kirche.

Die Gemeinde aber bot ein ganz anderes Bild. Sie bestand zum größten Teile aus armen Arbeitern und Bauern, alten Weibern und Bettlern. Die Kleidung der Leute war schäbig und hauchte den eigentümlichen Geruch der Armut. Die dünnen Gesichter waren vom Hunger gezeichnet, die Hände zeigten die Spuren harter Arbeit. Es war ein Bild der Not und des Elends.

Der Priester verbannte Weihrauch vor den heiligen Bildern, dann erhob er fromm und feierlich seine Stimme und predigte:

„Meine geliebten Brüder in Christ!“ sagte er, „unser geliebter Herr gab euch das Leben und es ist eure Pflicht, damit zufrieden zu sein. Aber seit ihr damit zufrieden? Nein!

Ihr habt vor allem nicht genug Glauben an unseren geliebten Herrn und seine heiligen Wunder. Ihr gebt nicht so freigebig als ihr solltet der Kirche ihren Teil von eurem Verdienst!

Zweitens gehorcht ihr nicht den Obrigkeiten. Ihr widerseht euch den Mächten der Welt, dem Zaren und seinen Dienern. Ihr verachtet die Befehle.

In der Schrift aber steht geschrieben: „Gebt dem Cäsar, was des Cäsars ist und Gott, was Gottes!“ Ihr aber tut es nicht. Und wißt ihr, was das zu bedeuten hat? Eine Todsünde! Wahrlich, ich sage euch, es ist der Teufel, der euch versucht, diesen Weg zu gehen! Ja, er ist es, der eure Seelen versucht und ihr wähnt, es sei euer freier Wille, der euch auf solche Art handeln heißt. Aber es ist des Teufels Wille und nicht der eure. Er brennt schon vor Begier, eure Seelen zu besitzen. Er wird vor den Flammen tanzen, darin eure Seelen Todesqualen erleiden werden!

Darum warne ich euch, meine Brüder! Ich ermahne euch, den Pfad der Verdammnis zu verlassen! Noch ist es Zeit! O Gott, sei gnädig!

Die Leute hörten diese Predigt mit Zittern. Sie glaubten an die feierlichen Worte des Priesters. Sie seufzten und bekreuzten sich und küßten inbrünstig den Boden. Auch der Priester bekreuzte sich,kehrte den Leuten den Rücken — und lächelte.

Nun geschah es aber, daß der Teufel gerade an der Kirche vorüberging, als der Priester solcherart zu den Leuten sprach. Er hörte seinen Namen nennen, blieb darum vor dem offenen Fenster stehen und hörte auch zu. Und er sah, wie die Leute des Priesters Hand küßten, sah, wie der Priester vor dem vergoldeten Bilde irgendeines Heiligen sich verneigte und das Geld, das ihm die armen Leute für die heilige Kirche gegeben hatten, eilig einsteckte. Das reizte den Teufel und er lief dem Priester, kaum daß dieser die Kirche verlassen hatte, nach und packte ihn bei seinem heiligen Mantel.

„Hallo, feistes Väterchen!“ rief er, „wer hieß dich denn diese armen, mißleiteten Menschen so anlügen? Was für Höllequalen hast du ihnen geschickt? Weißt du denn nicht, daß sie die Qualen der Hölle schon in ihrem irdischen Leben erleiden? Weißt du nicht, daß du und die Obrigkeiten des Staates meine Stellvertreter auf Erden sind? Du bist es, der sie die Qualen der Hölle, mit denen du ihnen drohst, erleiden läßt! Weißt du das nicht? Nun, dann komm mit mir!“

Und der Teufel packte den Priester beim Kragen und hob ihn hoch in die Luft und trug ihn zu einer Fabrik, in eine Eisengießerei. Und der Priester sah dort die Arbeiter in der sengenden Hitze hin und her laufen und hasten und ihre schwere Arbeit tun.

Und dem Priester wurde die dicke, schwere Luft und die Hitze alsbald zuviel und mit Tränen in den Augen bat er den Teufel: „Laß mich fort! Laß mich fort von dieser Hölle!“

„O, mein Freund, ich muß dir noch manch anderen Ort zeigen!“

Der Teufel packte ihn aufs neue und schleppte ihn nach einem Landgut. Hier sah er die Arbeiter beim Korndrusch. Der Staub und die Hitze waren unerträglich. Und der Aufseher trug einen Knüttel und schlug unbarmherzig auf jeden los, der aus Ermüdung oder Hunger hinsiel.

Dann trug er den Priester in die Hütten, wo diese Arbeiter mit ihren Familien wohnten — schmutzige, kalte, rauchige, überstehende Löcher.

Der Teufel grinste. Er wies auf die Armut und das Elend, die hier zu Hause waren.

„Nun, ist's nicht genug?“ fragte er. Und es schien, als ob selbst er, der Teufel, mit diesen Leuten Mitleid hätte.

Der fromme Diener Gottes kann es kaum ertragen. Mit erhobenen Armen fleht er: „Laß mich fort von hier! Ja, ja, das ist die Hölle auf Erden!“

„Nun denn, du siehst es! Und doch versprachst du ihnen noch eine andere Hölle! Du quälst sie auch noch geistig zu Tode, da sie körperlich fast schon tot sind! Aber ich will dir noch eine Hölle zeigen — eine von den schlimmsten!“

Und er nahm den Gefangenen und zeigte ihm ein Gefängnis mit feiner stinkenden Luft und den vielen menschlichen Gestalten, die, aller Gesundheit und Kraft beraubt, nackte, abgezehnte Leiber, am Boden lagen.

„Zieh deine seidenen Kleider aus,“ sagte der Teufel zum Priester, „und tu schwere Ketten, wie sie diese Unglücklichen tragen, um deine Fußtischel! Leg dich auf den kalten, schmutzigen Boden hin — und dann sprich ihnen von einer Hölle, die sie noch erwartet!“

„Nein, nein!“ antwortete der Priester. „Ich kann mir nichts Schrecklicheres denken! Ich sehe dich an, laß mich fort von hier!“

„Ja, das ist die Hölle! Es kann keine schlimmere Hölle geben als dieselbe Wüste, die es nicht? Wütest du nicht, daß diese Männer und Frauen, die du mit den Wildern einer Hölle abschrecktest, die sie nach diesem Leben erwartet —, wütest du nicht, daß sie schon hier, noch ehe sie sterben, recht in der Hölle sind?“

Der Priester ließ sein Haupt niedersinken. Er wußte in seiner Verwirrung nicht, wohin er blicken sollte.

Der Teufel lächelte boshaft. „Ja, Väterchen, du bist daran, zu sagen, die Welt ließe es, geläuscht zu werden! Nun geh!“

Und er ließ ihn los.

Und dem Priester schürzte seinen langen Mantel auf und lief davon, so schnell ihn seine Beine tragen wollten.

Und der Teufel sah ihm nach und lacht.

Verkämpft.

Aus dem Leben des Elches von Fritz Bley.

Die Liebe zur Tierwelt und zur Natur auf eine Weise zu befriedigen, die zugleich wissenschaftlich und künstlerisch, geblieben und von anschaulichster Lebensbegeisterung ist, war das Ziel der „Lebensbilder aus der Tierwelt Europas“, die als neuer App populärer Naturdarstellung bereits vor dem Kriege Kassen machten. Erstens: höherer konnte die „Säugetiere Europas“ jetzt in neuer umgearbeiteter Auflage unter Leitung von Karl Saffel erscheinen (St. Veitländers Verlag, Leipzig). Die vier Bände, von denen jeder im guten Pappband, reich illustriert, 38 N. kostet, geben aus der Feder von berufenen Kennern (wie Wien, Wien, Saffel, Braek, Rappert) Lebensbilder und -geschichten der einzelnen Tiere, unterläßt von zahlreichen außerordentlich gelungenen Momentaufnahmen. Wie diese Bücher, die von Souveränität sind, die frühere Naturbeschreibung abgelöst haben, zeige ein Abschnitt aus Bleys Monographie „Der Elch“.

Im hohen Unterwuchs des russischen Urmoorwaldes fand der alte Buschwächter bereits seit einigen Tagen frische, von starken Elchhirschen ausgefahrene Gruben. Ein sicheres Zeichen, daß die Brunst begonnen hatte. Die Tiere fühlten sich von der starken Witterung angezogen, die beim Ausscharen dieser Gruben der bräunliche Hirsch durch die Klauendrüsen ausscheidet. Mit hochgehobener Nase zieht das Wirtier dieser Witterung entgegen, und selbst das spröde Schmaltier kann sich diesem ihm noch unbewußten und völlig neuen Reize nicht verschagen. Auf den alten Stellen, die jahraus, jahrein den Tummelplatz von Kampf und Liebe bilden, ziehen sich die Tiere zusammen. Unruhig brechen die Hirsche in der kühlen Morgenfrühe durch das Gewirr von Kalinkenholz, Faulbaum, Spillbaum, Wacholder und Salweiden. Und nachts ließen sie bereits ihren wilden und zornigen Brunnstschrei hören, rissen mit dem Geweih Gebüsch und Farn aus der Erde, zertrampelten knackende Äste und stöhnten wütend hinter den anscheinend noch immer spröden Tieren her.

Es war es. Aber der starke Schauspieler, der jetzt hier im Walde von Prossnowo gebot, liebte keine Lauscher und hielt sich der Beobachtung fern. Mit wild rollenden Lichtern und gesträubter Mähne vertrieb er alle schwächeren Hirsche von seinen Tieren. Aber er brachte sie nicht auf den Trab, sondern drängte sie auf eine enge Blöße seines Waldortes, die er sich als Platz des Zweikampfes ausgesucht hatte. Dort hatte er gestern einen starken Zwölfender abgeschlagen, der, zu Tode wund, sich schweigend davongeschlichen hat. Und heute nahm er den Kampf mit einem ungeraden Zwölfender auf, der froh genug war, ihm nicht weichen zu wollen. Seit den Nachmittagsstunden hielt er den Gegner fest, ohne anzugreifen. Zur Verwunderung des Wildes, das, wie immer, teilnahmslos diesem Kampfbeginn zusah, dessen Ausgang ihm vollständig gleichgültig war, da ja doch der Sieger den Platz des Besiegten einnahm und nach der Brunst ohnehin kein Hirsch sich mehr um die Tiere kümmerte. Immerhin ließ der Plaghirsch zuweilen von seinem Gegner ab und suchte mit schmeichelndem Belegen oder mit plumpen Zärtlichkeiten des Geweihs den noch immer veragten Beschlag bei einem Schmaltiere zu erzwingen. Kaum aber sah er, daß der Zwölfender diese Gelegenheit dazu benutzte, sich einem anderen Tiere zu nahen, als er sofort das Schmaltier ausgab und wieder den Gegner stellte, um ihn nicht vom Platze kommen zu lassen. So kam der Abend heran, und der zunehmende Mond schien bereits durch das Gitterwerk der moosigen Erlen und Föhren. Das am Nachmittage getriebene Schmaltier hatte, in Erinnerung an die Zärtlichkeiten des Hirsches, eben einen leisen, sehnstüchtig klingenden Brunnstlaut ausgestoßen, der den Hirsch sofort herbeilockte. Das Geßle wügend erhoben, zog er heran, mehrmals aus tiefster Brust stöhnend. Und als die Spröde abermals sich ihm entziehen wollte,

trieb er mit heftigen Schlägen des Geweihs sie in die Enge und erzwang den Beschlag, den das Schmaltier mit lautem Mageschrei erdulden mußte, während der Hirsch ein wildes Wiehern ausstieß. Kaum abgefallen, wiederholte er unter abermaligem Wiehern den Beschlag und trat dann langsam zurück, um sofort wieder dem Zwölfender sich zuzuwenden, der ein anderes Tier zu freiben begann. Gütig stimmte das Mondlicht bereits auf die Waldblöße nieder, und von drüben herüber tönte der dumpfe Schrei eines heranziehenden, gleichfalls starken Hirsches. Da nahm der Plaghirsch den bisheriger Gegner an. In heftigen Sätzen fuhr er auf den Zwölfender ein, der ihm indes gewandt auswich. Beide erhoben sich wie kämpfende Hengste und schlugen aufeinander los.

Heiß dringt der Atem aus ihren Rüstern, aber kein Stöhnen wird laut. Nur das Stampfen der Läufe und das Knaden zertrampelten Holzes und das Reiben und Beizen der Geweihe ist wie der Schlag gebundener Rlingen weithin vernehmbar. Endlich bricht der Zwölfender nieder, und der Plaghirsch versetzt ihm einige Stöße in die Seite, um dann zu seinen Tieren sich zurückzuwenden. Kaum aber sieht er den schwerverwundeten Gegner sich erheben, als er nochmals wütend auf ihn einstürzt und abermals wichtig auf ihn anprallt. Von dem langen Ausprosse des Plaghirsches mitten in die Hirnschale getroffen, bricht der Zwölfender zusammen, aber in seinem Falle reißt er auch den Sieger mit sich nieder, der den Ausproß nicht schnell genug aus der tiefen Wunde herausziehen vermochte. Ueber einen Baumstumpf stürzen Sieger und Besiegter hin, beide nahezu auf den Rücken geworfen. In blüh, schnellem Ende hat den Zwölfender der Tod ereilt, er sinkt weck und kraftlos in sich zusammen. Aber gegen das Hebelgewicht dieser Last kann der Sieger nun erst recht nicht aufkommen; wie er auch ringt und kämpft — er kann den tiefeingedrungenen Ausproß nicht mehr aus der Hirnschale des ihm über den Baumstumpf hintenüberziehenden Gegners befreien, obwohl er selbst völlig unverletzt ist. In der Kraft der Verzweiflung schlägt er mit den Hinterläufen; aber je mehr er damit unter sich den Boden auswühlt, desto tiefer nur sinkt das Hinterteil hinab in die selbstgeschaukelte Grube und desto wilder werden seine Quaken.

Er sieht nicht mehr, daß der hergezogene fremde Hirsch nun sein Bild zusammenreibt, und hört nicht mehr den wiederkehrenden Schrei, mit dem er den Besitz des Schmaltiers begrüßt, das sich widerstandslos dem neuen Gebieter hingeeben hat. Und sähe er auch, oder hörte er, wie das Rudel nun mit dem neuen Plaghirsche davonzieht: ihn würde es nicht mehr kümmern in seiner Not. Er hat nur noch einen Willen, in den er seine ganze Hünenkraft nun gießt: loszukommen von dem Toten, an den er hier gekettet ist. Zuweilen verschnauft er, um neue Kraft zu sammeln; dann wirft er sich nieder, drückt mit der Hinterhand nach oben, um doch nur desto tiefer zurückzufallen, bis endlich seine Hüfenkraft ermattet, die rot unterlaufene Lichter allmählich starr werden und nur noch ein leises Schlagen der Flanken zeigt, daß er noch lebt, der gestern dieses Plazes Gebieter war. Der Mond geht unter, und die Sonne vollendet ihren Lauf, um wieder dem Monde Platz zu geben. Noch immer lebt der hoffnungslos Verlorene. Ein Uhu hakt über ihm auf im breiten Geäste der alten Kiefer. An dem Leichnam des Verendeten schwärmen bereits die Fliegen; aus den Flankenwunden, die ihm der Zwölfender beim ersten Niederwerfen zugefügt hatte, tritt übel mitternder Weidwundschweiß aus. Noch immer aber spiegelt sich der zum dritten Male herausziehende Abendstern im lebenden Lichte des quatsoll verendenden Hirsches. Erst als die Nebel des frühen Frühmorgens die Gräser und Nesseln des dunkeln Waldes tränken, ist es still, totenstill geworden im Walde von Prossnowo.

Nur aus weiter Ferne dringt der dumpfe Schrei des fremden Hirsches herüber. Qualvoll, wutunterdrückt, würgend und stöhnend: Uu—ooh! Uu—o!

Ueber den Leichen der Gefallenen reckt sich das taubeneigte Farnkraut auf, und die Wipfel der Föhren flüstern im Morgenwinde.

Nachtgang.

Nun des Tages Stimmen leise sich in Nacht gebettet haben,
Loh uns, Mädchen, in den Herzen, auch in uns den Tag begraben.
Kampflust, wilde, aufgestürmte, ruhe aus im großen Schweigen;
Sehnsucht, die auch dich beflammete, leuchte auf im Sterneneigen!

Du und ich, des Tages Knechte, fühlten uns der Nacht verbunden:
Nur die Stille trosp den Balken der Erbsung auf die Wunden.
Ruh, ihr wehren Sturmgedanken, in der Stille Seligkeiten;
Loh uns, Mädchen, eng umschlungen, durch die Nacht, die schöne
schreiten.

Sieh, der Himmel strahlt ein Leuchten auf die dunkle Erde nieder,
Und die Glut der heißen Herzen sprüht wie Funken goldneieder.
Nacht reißt uns die lichte Schale, der die Träume hoch entschweben,
Und auf ihren weichen Schwingen gleitet wunschlos unser Leben.

Walter Gensch.

Altes und Neues von Ferdinand Lassalle.

Von Prof. Conrad Schmidt.

Die Geschichte der deutschen Sozialdemokratie hebt an mit der Geschichte von Lassalles großzügiger, mächtig aufrüttelnder Agitation, die, durch sein Antwortschreiben an das Leipziger Arbeiterzentalkomitee 1863 eröffnet, dann nach einer kurzen Spanne ungeheurer intensiver Tätigkeit in nächsten Jahre durch seinen Tod ihr jähes Ende fand. Seine leitenden Ideen, wunderbar plastisch formuliert, haben auf lange Zeit hinaus fortwirkenden und mitbestimmenden Einfluß auf die Bewegung ausgeübt und wurden erst durch das Einströmen der Marz'schen Gedankenwelt zurückgedrängt. Sein glänzender Scharblick hatte in der Rüstammer der bürgerlichen klassischen Nationalökonomie selber den Punkt entdeckt, der die wirkliche und unanfechtbarste Stütze schien, um den Arbeitern das Bewußtsein ihrer grundsätzlichen Gegnerschaft zum kapitalistischen System in die Köpfe zu hämmern. Nach der Adam Smith'schen und Ricardoschen Lohnfondstheorie kann der durchschnittliche Arbeitslohn nicht auf die Dauer erheblich über das Existenzminimum hinausgehen; vielmehr muß jeder vorübergehenden Erhöhung ein beschleunigtes Tempo der Volksvermehrung und schließlich ein vermehrtes Angebot von Arbeitskräften folgen, unter dessen Druck die Löhne dann notwendig wieder bald auf die bloße Lebenshaltung sinken müssen. Hier an diesem ehernen Lohngeße, das nach den berühmtesten Erforschern und Vertretern des kapitalistischen Systems mit seinem Wesen unauflöslich verbunden ist, tritt Euch — so rief Lassalle den Arbeitern zu — die ganze Hoffnungslosigkeit Eurer Klassenlage entgegen. Eine Hoffnungslosigkeit, an der alle von bürgerlicher Seite etwa empfohlenen Sozialreformen nicht das mindeste ändern können. Nur die Aufhebung jenes Grundverhältnisses selber, das den Arbeiter zum Lohnarbeiter macht, vermag die Möglichkeit zu einem Aufstieg zu bieten. Produktivaffoziationen mit Staatskredit, in denen die Arbeiter selbst Eigentümer der Betriebe werden, sollten nach ihm den Uebergang zu einer neuen besseren Ordnung bilden.

Nichts hat in jener Frühzeit der Partei so sehr wie diese von Lassalle ins Zentrum seiner Agitation gerückte Lehre vom ehernen Lohngeße für die Herausbildung spezifisch-sozialistischer Bewußtseins der Arbeiterschaft gewirkt.

Mit der zunehmenden Verbreiterung und Vertiefung der Bewegung mußte dann freilich der Widerspruch, in welchem diese fatalistisch-epistemische alle ökonomischen Fortschrittmöglichkeiten im Rahmen des Kapitalismus leugnende Theorie zu den Voraussetzungen des gewerkschaftlichen Kampfes stand, und ebenso auch ihr Widerspruch zu offenkundigen Tatsachen der Erfahrung immer schärfer empfunden werden. Dazu kam, daß die Willkürlichkeiten jener Argumentation durch die viel tiefer schürfende Lohntheorie des Marz'schen „Kapital“ bloßgelegt wurden.

Aber wenn Lassalle auch nicht in jenem umfassenden und großen Sinn wie Karl Marx im geistigen Hintergrund der heutigen Bewegung fortlebt, seine scharf geprägte bedeutende Persönlichkeit und der packende Glanz seiner Reden und Schriften bleibt darum nicht weniger eine Erscheinung von dauerndem und starkem Interesse. Seine dramatisch bewegte Laufbahn, wie die Rolle, die er als Agitator und Politiker in seinen letzten Jahren spielte, haben weit mehr als das stillere, vornehmlich bohrender Gedankenarbeit gewidmete Marz'sche Leben zu biographischer Darstellung gelockt. Jetzt liegt, worauf nachdrücklichst zu verweisen ist, die von E. Bernstein veranfaßte, vor 30 Jahren im Vorwärts-Verlag erschienene Gesamtausgabe der Lassalle'schen Schriften in 12 Bänden in einer neuen vorzüglich ausgestatteten Auflage vor, die der „Vorwärts“ nunmehr von dem Cassirer'schen Verlage übernommen hat. Der erste, gesondert käufliche Band enthält Bernsteins umgearbeitete und ergänzte Schilderung von Lassalles Entwicklungsgang, insbesondere seiner Parteitätigkeit. Außer den Reden, Flugchriften und kleineren Aufsätzen bringt die Sammlung das Sickingen-Drama, den Bastiat Schulze, die philosophisch-philologische Arbeit über Heraklit und das System der erworbenen Rechte. Lassalle hat damit die Ausgabe erhalten, die an Vollständigkeit, Gründlichkeit und gediegener Ausstattung alle Wünsche erfüllt.

Das farbig reiche Bild des Mannes, das hier im Spiegel seines Lebenswerts erscheint, wird durch die Publikation des so lange von der Familie Hahfeld zurückgehaltenen Lassalle'schen Nachlasses weitere bedeutsame Ergänzungen erhalten. Gustav Maier, dem Biographen von Lassalles Nachfolger Schweitzer und von Friedrich Engels, ist es gelungen, von den Erben die Befugnis zur Veröffentlichung zu erwirken. Bei den Nachforschungen fand sich ein großes und wichtiges Material. Schon der von Maier jetzt herausgegebene erste Nachlassband, der die Lassalle'schen Jugendbriefe enthält, ist als Beitrag zur Charakteristik von außerordentlichem Wert. Aus seiner Studentenzeit stammend, bis zum Jahre 1848 reichend, zeigen sie, daß der Zwanzigjährige bereits im

Jahre 1845 ähnlich wie der gleichfalls hegelbegeisterte junge Marx auf dem Wege geschichts- und rechtsphilosophischer Spekulationen zum Sozialismus gekommen war; zur Überzeugung, daß die in der gegebenen historisch existierenden Gesellschaftsordnung enthaltenen Gegensätze notwendigerweise zu einer totalen, das private Eigentum in seiner Wurzel angreifenden Umbildung drängen, auf deren Basis sich die weitere Fortentwicklung des menschlichen Geschlechts zu menschenwürdigen Lebensformen allein vollziehen kann. Nur daß Marx die Hegel'schen Wendungen in stürmisch rascher Fortentwicklung bald völlig abstreifte, während Lassalle in seinen Grundanschauungen bis an sein Lebensende Hegelianer blieb.

Nicht minder freilich als die Begeisterungsfähigkeit für Ideen, als Tat- und Schwungkraft und der Glanz der Begabung markiert sich auch der ungezähmt hochmütige Eigenwille, der bei jedem Hemmnis, jeder Kränkung, ja jedem Schein einer solchen blind aufschäumt. In dem Drohbriebe an den früher von ihm hoch verehrten Heine, der ihn zwingen sollte, in der Hahfeld-Prozeß-Affäre die ihm zugedachte Rolle zu übernehmen, am schärfsten aber in dem geradezu grotesken Verdammungsschreiben an ein junges Mädchen, das nach anfänglicher Annäherung sich seinen Wünschen verschloß, tritt das frantyp hervor. Und in einzelnen Wendungen klingt dieser Ton gelegentlich auch in der Korrespondenz mit den besten Freunden, ja dem geliebten Vater selbst an. Kraft und Schwäche, Großes und Kleines weben sich so, ein spannendes Schauspiel für den Leser, unablösbar durcheinander. Man denkt des trohigen Wortes, das Konrad Ferdinand Meyers Dichtung dem jungen Hutten in den Mund legt: „Ich bin kein ausgeklügelt Buch, ich bin ein Mensch mit seinem Widerpruch“

Verdauliches und Unverdauliches.

Von Hans Klabauiermann.

Der Deutsche Gewerkschaftsbund hat bei den für Deutschlands Ernährung verantwortlichen Stellen den dringenden Antrag gestellt, sich schleunigst um die Margarinepreise zu kümmern. Die letzten Preisnotierungen waren beigestigt. Darauf versicherte ein Vertreter des Ernährungsministeriums, die Presse „unterlägen zurzeit der Nachprüfung“. Infolge meiner Verbindung mit deutschnationalen Kreisen, die erfahrungsgemäß deutsche Zukunftstrogen zuverlässiger als andere beantworten können, bin ich schon heute in der Lage, das Ergebnis der Aktion des Gewerkschaftsbundes mitteilen zu können. Zunächst bekommt er seine Eingabe mit dem Bemerkten zurück, die in Frage kommenden Werke hätten abgegeben, daß die angeführten Preise nicht der Wahrheit entsprächen. Infolge des Mangels tatsächlicher Unterlagen bedauere man... usw. Inzwischen war nämlich die Margarine um 50 Proz. teurer geworden. Auf eine neue Eingabe hin ergibt sich folgendes: Die Margarinefabrik R. Anzig hat früher Maschinenfett hergestellt. Als große Konzerne die Abnahme der Ware absehten, weil die Maschinen durch sie schadhast wurden, schaffte die Firma Anzig Apparate an, mit denen das Fett in Würfelform gepreßt wurde. Dann wurde es als Margarine in den Handel gebracht. Die Pressmaschinen waren nicht billig und die Preissteigerung somit ohne weiteres gerechtfertigt. Obgleich das Ernährungsministerium seine Feststellungen mit größter Beschleunigung gemacht hat, ist die ganze Arbeit für die Käse. Denn die Antragsteller sind inzwischen verhungert.

Diese Margarine wird der Kaufmann Holländer aus Polen oder der Pollak aus Holland — ich habe den Zusammenhang vergessen — nicht bei seinem Frühstück herwandt haben. Der Mann ist nämlich bei der Zollrevision hastig ein paar Butterstullen. Der Beamte, der entweder hungrig oder neidisch war, nahm sie ihm weg und merkte zu seinem Entsetzen, daß in die Butter Brillanten eingedrückt waren. Sie wurden beschlagnahmt, und Pollak hatte sich am Freitag wegen verbotener Ausfuhr zu verantworten. Er wurde freigesprochen und erhielt die Brillanten zurück. Das entspricht dem Rechtsempfinden des Volkes. Wegzehrung muß zollfrei bleiben. Ich weiß zwar nicht, wie Brillanten schmecken, aber sie müssen doch eine Delikatesse sein. Indessen ist die Frage viel wichtiger, ob sich unsere Justiz nicht zuviel herausnimmt. Es ist anzunehmen, daß auch die Brillanten beschlagnahmt wurden, die Pollak bereits gegessen hatte. Der arme Mann war also gezwungen, eine Handlung im Weisen ihm unsympathischer Beamten vorzunehmen, bei der allein zu sein stets unbestrittenes Recht aller, selbst hochgeborener Menschen gewesen ist. Ferner sind für ihn die Edelsteine wertlos geworden, falls man die verspeisten unter die auf den Butterstullen gemischt hat. Von einem Herrn mit so vornehmen Frühstücksgewohnheiten wird man nicht erwarten dürfen, daß er eine Speise genießt, die er schon mal gegessen hat.

Noch grausamer verfährt die Justiz mit den Zeugen und Sachverständigen im Reigen-Prozeß. Sie mußten sich eine Sondervorstellung dieses gemeinen Stückes am vergangenen Sonntag ansehen. Das mütet wie eine Folter aus dem Mittelalter an, denn verschiedene hatten schon genug Qualen auszustehen, als sie den

Reigen das riefmal sehen. Jetzt mußten sie noch einmal Anstoß nehmen. Das Schlimmste wurde durch die Geistesgegenwart einer älteren Dame verhütet. Beinahe wäre nämlich die Vorstellung zur Kirchzeit angelegt worden. Sonntags zwischen 10 und 11 Uhr war doch meines Wissens sogar im Krieg Pause, damit die Feldprediger über „Du sollst nicht töten“ und wahres Christentum sprechen konnten. Das Gerücht besand sich überhaupt in einer wenig beneidenswerten Lage. Am liebsten hätte es gesehen, wenn die Direktion eine Reihe öffentlicher Vorstellungen veranstaltet hätte. Aber es konnte nicht zu einer strafbaren Handlung auffordern. Ein schneidiger Staatsanwalt wird nämlich nun den Einwand machen, die Sordervorstellung sei ganz anders gewesen. Ein Professor hatte ausgefagt, das Unstimmigste sei, daß der Vorhang heruntergeht, wenn man gerade was besonders Pikantes erwartet. Sind die Schauspieler schlau, so lassen sie den Vorhang an der betreffenden Stelle oben. Dann wird der Professor befriedigt und zum Entlastungszeugen.

Was heutzutage auch für umstürzlerische Pläne umgehen! Wenn da die Weisung erfolgt, am Mittwoch, 16. November, wird nicht gearbeitet, da hat jeder preussische Staatsbürger zu büßen, so hat das einen Sinn. Wir wissen ja aus eigener Erfahrung, am Bußtag büßt jeder Mensch. Aber Arbeitsruhe am 9. November? Gott ja, es ist der Geburtstag der Republik. Man kann doch nicht jeden Schmarren feiern!

Wissen und Schauen

Lessing als Schachspieler. Daß Lessing das Schachspiel liebte und daß dieses geistreiche Spiel bis ans Ende seines Lebens zu seinen Lieblingszerstreungen gehörte, ist vielfach bezeugt. So schreibt namentlich Lessings Stiefsohn, der 1850 in Braunschweig verstorbenes Viktor Fr. König in einem Briefe an den Lessing-Biographen Suhrauer: „Eine Partie Schach gehörte zu seinen Lieblingszerstreungen, und wie er sich in Wolfenbüttel mit seinem kleinen buchtigen Hausarzte Lopp gern daran machte, so waren in Berlin Moses Mendelssohn, in Hamburg vorzüglich Busch, mit dem er überhaupt viel verkehrte, und Klopstock seine Mitallieder. Der letztere gewährte ihm dabei den doppelten Genuß, daß er jedesmal zu aller Anwesenden Erheiterung sehr unangenehm werden konnte, wenn er eine Partie verlor.“ Mit Mendelssohn war er durch einen Dr. Somperg, nach anderen durch einen Herrn Heß bekannt geworden, und als Dritter gesellte sich bald Lavater hinzu. Es existiert ein Gemälde, auf welchem dieses Triumvirat beim Schachspiel abgebildet ist. Als Zeugniss für Lessings Verehrung zum Schach sind aus seinen Schriften die Fabel „Der Springer im Schach“ und die Schachzene im „Nathan“ allgemein bekannt. Daneben zeigen noch andere Stellen, daß er sich auch mit der Literatur und Theorie des Schachspiels beschäftigt haben muß. Die Schachzene im „Nathan“ verdankt nach Zelters Zeugniss Briefwechsel mit Goethe) ihren Ursprung einem kleinen Ereignis bei Mendelssohn, bei welchem noch zwei andere leidenschaftliche Schachspieler, Abram und Michel, handlungsauffretend Zeller schreibt: „So kommt dieser verrückte Michel, wie man ihn nannte, zum alten Mendelssohn, der sitzt nun und spielt Schach mit dem alten Rechenmeister Abram. Michel sieht das Schach an, Abram macht eine Bewegung mit der Rechten, um das Spiel als verloren umzuwerfen, und erhält einen verben Schlag auf den Kopf, daß ihm die lose Perücke abfällt. Abram hebt ruhig seine Perücke auf und spricht: „Aber lieber Michel, wie hätte ich denn ziehen sollen?“ Lessing hat diesen Vorfall im „Nathan“ nachgebildet.

Blaubäutige Kamele. Der Aristokratie unter den Höktertieren gehören zweifellos die Kamele an die auf dem italienischen Kronogut San Rossoro bei Pisa gehalten werden. Die Tiere, die hier alle Arbeiten verrichten, die man sonst Pferden und Zugochsen zumutet, können auf eine lange Ahnenreihe zurückblicken. Wie in „Reclams Universalum“ erzählt wird, stammen sie in gerader Linie von den Kamelen ab die bei der Entdeckung Wiens im Jahre 1683 im Lager Kara Mustaphas erbeutet und bei der Teilung der dort vorgefundenen Schätze dem demelischen Großherzog von Toscana zugeprochen wurden. Diese „blaubäutigen Kamele“ nehmen sich in der blühenden toscanischen Landschaft recht wunderbar aus.

Technik

Hartgeld. Der Erjah der umlaufenden Papiergeldscheine von 1 bis 5 Mark durch Hartgeld wird seit einiger Zeit erwogen. Die Hemmungen, die seine Durchführung bisher verzögert haben, sind vor allem technischer Natur — wirtschaftliche Erwägungen spielen dabei weniger eine Rolle; denn wenn auch die Herstellung von Hartgeld um etwa die Hälfte teurer ist, so ist es dafür ungleich dauerhafter. Es handelt sich dabei natürlich nicht um Gold, das seinen Wert voll in sich trägt wie Goldgeld, sondern um Münzen von geringem Eisenwert. An ausgerechneten technischen Möglichkeiten gibt es bisher folgende: die Zinkmünze (Zehnpennistück), die durch ihren Mangel an Glanz, ihr leichtes Schmelzen und ihre Unschönbarkeit nicht angenehm ist, die Eisenmünze (Fünf- und Zehnpennistück) — in ihrer bisherigen Ausarbeitung ein Schmuckfänger, der obendrein nur zu leicht verrostet, die Reinaluminiummünze (Fünfzigpennig-

stück), die schönes Aussehen hat, aber sehr leicht ist und außerdem wegen der Weichheit des Metalls leicht von Fälschern „echt“ nachgeprägt werden kann. Die Vorschläge für neues Hartgeld laufen im allgemeinen darauf hinaus, eine Münze aus einem Metall von größerer Härte und höherem spezifischen Gewicht als Aluminium durch Plattierung mit einem Aluminiumspiegel zu versehen. Dabei gibt es drei Möglichkeiten. Die erste ist die aluminiumplattierte Kupfermünze — gegen sie spricht ihre Kostspieligkeit. Die zweite ist die aluminiumplattierte Eisenmünze. Sie hat den Vorzug, daß sie magnetisch ist, wodurch Fälschungen leicht erkannt werden können. Ihr Nachteil ist ihre zu große Härte, die eine Prägung mit den vorhandenen staatlichen Prägemaschinen unmöglich macht. Die dritte Möglichkeit, die in diesen Tagen von einer Metallgroßfirma dem Finanzministerium vorgeschlagen wurde, ist die aluminiumplattierte Zinkmünze. Sie ist leichter und schöner prägbar wie die Eisenmünze — ist dafür aber nicht magnetisch. Es stehen demnach brauchbare technische Verfahren zur Verfügung, die besseres geben können als die alten eisernen Fünfer. Soviele über die technische Seite des Hartgeldes. Ob seine Einführung eine psychologische Wirkung ausübt, die sich in wirtschaftliche umsetzt, wie man hofft, ist eine andere Frage.

Völkerkunde

330 Millionen Götter. Der Pantheon der Hindu-Religion umfaßt 330 Millionen Götter, und unter diesem Gewimmel mythischer Gestalten befinden sich die seltsamsten und phantastischsten Erscheinungen, die seinerzeit das verwunderte Kopfschütteln Goethes erregten. Heute aber befreit man sich mehr und mehr von jenen Vorstellungen eines strengen Klassizismus, und indische Religion wie indische Kunst treten uns immer näher, so daß wir uns auch mit dem grotesken Aeußeren dieser Götterfiguren befreunden. Allüberall im indischen Lande trifft man auf die verschiedenartigsten Götter, die sich in den heiligen Stätten zu riesiger Anzahl häufen. Da ist z. B. Ganesh, der Gott des Reichtums und der Freude. Sein äußeres Merkmal ist ein ungeheurer Bauch und ein Elefantenrumpf, zwei Dinge, die ihm ein ebenso behäbiges wie gemütliches Aussehen verleihen. Dieser wohlbeleibte und unförmige Gott ist auch der Patron der Wissenschaft, und deshalb findet man in den meisten indischen Büchern eine kleine an ihn gerichtete Widmung. Nicht weniger beliebt ist der Affengott Hanuman, der allmächtig von der Rolle eines heiligen Affen zu dem Schutzgott des häuslichen Lebens aufsteigen ist.

Die beiden höchsten Götter Indiens sind Wischnu, der Erhalter, und Siwa, der Zerstörer. Von Wischnu heißt es, daß er neunmal zur Erde niedergestiegen sei, und er hat sich dabei in den verschiedensten Formen gezeigt, als Fisch, als Schildkröte, als Bär usw. Alle diese Tierformen werden für seine Darstellung verwendet und sind dem Volk in diesem Sinne vertraut. Am besten bekannt aber ist er in seiner menschlichen Gestalt als Krishna. Er hat in dieser Verkörperung unzählige Frauen und Söhne gehabt, die in die Hunderttausende gehen, und sein Leben war eine seltsame Mischung von Taten der Kraft und der Liebe. Siwa, der Zerstörer, dagegen ist ein furchtbares Ungeheuer, der höchstens noch von seiner Frau, der Göttin Kali, an Grausamkeit übertroffen wird. Selbstverständlich wird dieses Götterpaar ebenso als Vernichter wie als Schöpfer des Lebens verehrt. Neben diesen Hauptgöttern gibt es aber noch eine ungeheure Fülle seltsamer Götter in den mannigfaltigsten Gestalten. Die Götterbilder werden zum Teil ganz als Menschen behandelt, werden in den Heiligtümern jeden Tag angezogen, gebadet, schlafen-geleitet wie Kinder und natürlich auch genährt.

Aus der Praxis

Vom Umgang mit dem Rasiermesser. Ein Rasiermesserschleifer gibt allerlei nützliche Ratsschläge für den täglichen Umgang mit dem Rasiermesser. Von einem Duzend Rasiermesser, die nicht mehr brauchbar sind, sind mindestens zehn durch den Streichriemen ruiniert worden. Kein anderes Messer besitzt eine so dünne und zarte Schneide wie das Rasierwerkzeug, und wenn es nicht mit großer Sorgfalt behandelt wird, wird das beste Rasiermesser ebenso stumpf wie das schlechteste. Je feiner die Schneide ist, desto leichter muß das Messer abgezogen werden. Sehr häufig wird das Rasiermesser auch dadurch beschädigt, daß man gegen den Strich rasiert. Man sollte überhaupt stets nur mit dem Strich des Bortes rasieren, denn die gegenläufige Prozedur ist gleich unvorteilhaft für die Haut, den Bart und das Messer. Je leichter die Hand beim Rasieren über Wangen und Kinn hinstreicht, desto vollendeter ist die Kunst. Indische Barbiers, die in dieser Beziehung das Besten leisten, rasieren ihre Kunden, während diese im tiefen Schlaf liegen und wecken sie dabei nicht auf. Das Rasiermesser wird deshalb meist so schlecht behandelt, weil man es nie einsehend kennengelernt hat. Betrachtet man die Schneide eines solchen Messers unter dem Mikroskop, so bemerkt man unzählige Punkte oder Zähne, die ganz regelmäßig angeordnet sind, und in dieser Regelmäßigkeit liegt die besondere Schärfe des Messers. Werden diese winzigen Zähne unregelmäßig, so wird das Messer schlecht, und man kann es dann am besten „heilen“, indem man es eine oder zwei Wochen weagelt, während welcher Zeit die feinen Teilchen wieder in die richtige Stellung kommen. Man soll auch das Rasiermesser stets in vollständiger Dunkelheit aufheben, weil die Einwirkung des Lichtes den Stahl ungünstig beeinflusst.